

lächerlichen Schmiererei gern angebrüllt, doch auch das hätte niemandem genützt. Jeder musste sich an irgendetwas festhalten, und wenn es ein Butterbrot war.

Für Lene war es seit zwei Jahren die Adria. Sie konnte es kaum erwarten, das letzte langweilige Graubrot, auf dem die Wurst sich inzwischen unansehnlich wellte, gegen das federleichte Weißbrot der Italiener zu tauschen!

In der Nacht hatte die Aufregung sie über Stunden wach gehalten, die Vorfreude auf das, was sie am Ziel erwartete. Lang ausgestreckt auf der schmalen Pritsche des Liegewagens, den sie sich mit zwei anderen Frauen teilte – von denen zum Glück keine schnarchte –, hatte sie sich noch immer nicht sattgesehen. Gelegentlich drang Licht durch den Vorhang, beleuchtete einen einzelnen Punkt der kleinen Kabine oder warf im Vorbeigleiten den streifigen Schatten der Leiter zum oberen Bett an die Wand neben ihr. Schließlich war sie doch für eine Weile in den Schlaf gesunken, gewiegt vom gleichmäßig ruckelnden Rhythmus der Schwellen und begleitet von der Melodie der Räder auf den Schienen.

Jetzt, beim Aufenthalt im Bahnhof Bologna, hätte sie den Schaffner am liebsten zur Eile angetrieben. Endlose Minuten flanierte er vor dem Abteil über den Bahnsteig, die Pfeife zwischen den Lippen, die Kelle in der Hand, obwohl längst alle Passagiere aus- und eingestiegen waren – eine überschaubare Anzahl mitten in der Woche und außerhalb der Ferien.

Lene schob das Fenster hinunter und neigte sich nach draußen. Ein Reisender mühte sich mit seinem Gepäck, eine Frau maßregelte ihre Kinder, zwei Burschen lehnten gelangweilt rauchend an einem Geländer. Endlich ertönte das Signal, und der Schaffner sprang im letzten Moment auf das Trittbrett am Einstieg. Erst nach einigen Metern kletterte er vollends in den Waggon und schloss krachend die Tür.

Lene ließ sich den Wind ins Gesicht wehen, während der Zug aus dem Bahnhof zuckelte und dann an Geschwindigkeit zulegte. Das Atmen fiel schwerer, und zugleich steigerte sich ihre Euphorie. Auf kerzengerader Strecke jagten sie dahin, durch eine nun flach ausgebreitete Gegend, die erstaunliche Ähnlichkeit mit dem platten Land im deutschen Norden aufwies, die Weinstöcke ausgenommen. Bald schon würden sie Cesena erreichen, dann Rimini. Ob sie dort wohl einen ersten Blick aufs Meer erhaschen konnte? Ein heiß-kalter Schauer rieselte ihr von den Haarwurzeln bis in die Zehen.

Hinter ihr begann ein Mann auffordernd zu hüsteln und mit seiner Zeitung zu rascheln. Aus dem Augenwinkel sah sie ihn den Mantelkragen hochschlagen. Eine Frau zupfte sie am Ärmel, eine missbilligende Furche zwischen den dunklen Augenbrauen. Widerwillig packte Lene die beiden Griffe und drückte die vibrierende Scheibe nach oben. Im letzten Spalt fing sich pfeifend ein Lüftchen, ehe der Zustrom abgeklemmt wurde. Sie setzte sich, wickelte das verbliebene Brot aus dem Papier, balancierte es nach dem Abbeißen auf ihrem Knie und faltete den Brief auseinander, den sie auf keinen Fall verlieren durfte. Der Happen kaute sich zäh und schien dabei im Mund größer zu werden, aber das war in diesem Moment völlig egal. In schwungvollen Lettern bestätigte Signora Federica Pellegrini die Reservierung eines Gästezimmers in ihrer Pension Vento del mare und die Abholung vom Bahnhof in Pesaro. Bald schon würde sie den

Seewind spüren, nach dem die kleine Herberge auf einer steilen Klippe über dem Meer benannt war! Ruhig und beschaulich sei es dort, hatte Tante Hedwig ihr versichert. Genau das Richtige, um sich von den hässlichen Ereignissen der letzten Zeit zu erholen. Den Brief an ihre Brust gedrückt, lehnte sie die Stirn ans Fenster. Vento del mare, flüsterten die Räder, Vento del mare, Vento del mare ...

\*

Ein verheißungsvoller Himmel überspannte die Lücke zwischen den Dächern und der Straße, auf der geschäftiges Treiben herrschte. Kräftiges Blau tauchte die Stadt in ein sommerlich anmutendes Licht, das die Temperaturen im Schatten noch Lüge strafte. In der Sonne dagegen verging das Frösteln im Nu, und die aufgerichteten Härchen an Federicas Armen senkten sich unter den wärmenden Strahlen auf ihrer Haut, die auch im Winter einen Anflug von Bräune bewahrte. Federica schob sich die Sonnenbrille ins Haar. Sie war gern draußen, und solange es nicht regnete oder sich die Thermometeranzeige dem Gefrierpunkt näherte – der in ihrer Rechnung bei ungefähr acht Grad Celsius lag –, fuhr sie ihr kleines Cabrio immer mit offenem Verdeck. Der Wagen war ein deutlich sichtbares Symbol ihrer Unabhängigkeit und obendrein ungemein praktisch, wenn man wie sie in einem abgelegenen Dorf lebte. Pesaro del Monte piccolo Cattolica lag auf einem Hügel zwischen den Städten Pesaro und Cattolica, die es in seinem Namen vereinte. Ein Umstand, den niemand so richtig erklären konnte und der dazu führte, dass das Dorf mal der einen, mal der anderen Provinz zugeordnet oder ganz vergessen wurde. Derzeit zählte es zur Region Marken, und somit zu Pesaro statt zum Bezirk Cattolica in der Emilia-Romagna. Abgeschnitten von jeglicher Zivilisation blieb es so oder so, dachte Federica und zeigte ihrem Spiegelbild in der Schaufensterscheibe lächelnd die Zähne. Natürlich war der Vorwurf gegen das Dorf übertrieben und sie war freiwillig dorthin gezogen. Mehr oder weniger. In gewisser Weise. Konnte man von Freiwilligkeit sprechen, wenn man die erstbeste Gelegenheit beim Schopf packte, um sich aus der Umklammerung einer erdrückenden Familie zu befreien? Jedenfalls saß sie nun in Pesaro del Monte piccolo Cattolica fest, hunderte Kilometer entfernt von der sizilianischen Heimat, aus der sie vor sechs Jahren mit Matteo weggegangen war – dem Mann, den ihre Familie ausgesucht hatte, genau wie seine Familie sie. Der Gedanke an die Flucht nach vorn hatte sie beide zusammengeschweißt. Ein Neuanfang in der eigenen Pension – wenn auch im Nirgendwo mit schiefen Fensterläden und einem Schuppen voller Gerümpel –, der Sprung in die Fremde, die Einsamkeit, und die Unausweichlichkeit, aufeinander angewiesen zu sein. Ganz allein dazustehen, als Witwe, war ihr damals nicht in den Sinn gekommen. Vielleicht war es ein Segen, dass niemand die Zukunft vorhersehen konnte. Das Leben hatte ihr beigebracht, auf Überraschungen vorbereitet zu sein – und auf Planänderungen.

Der Stadtausflug heute bot eine willkommene Abwechslung. Federica war früh dran. Zeit genug, um in einer Boutique zu stöbern und Kleider anzuprobieren, die sie sich nicht leisten konnte. Oder Schuhe. Schmuck? Wer was auf sich hielt, stimmte alles fein

aufeinander ab, zeigte Kurven und trug schon mal ein Hütchen wie eine Hollywood-Schauspielerin. Im Grunde machte sie sich weder aus dem einen noch aus dem anderen besonders viel, doch das Letzte, was für sie in Frage kam, war, sich eine Blöße zu geben. *Der Schein bestimmt das Bewusstsein*. Sie lachte laut auf und hielt sich die Hand vor den Mund. Das verkürzte Marx-Zitat ließ sich wunderbar abwandeln. War es so nicht sogar stimmiger? Das gesellschaftliche Sein basierte doch fast immer auf Lügen, auf dem, was man anderen als Wahrheit zu verkaufen imstande war. Und eine Lüge, die oft genug wiederholt wurde, glaubte ihr Schöpfer am Ende selbst. Diese Haltung schien Federica so normal wie der schnelle caffè am Morgen. *La bella figura* war keine Frage reiner Äußerlichkeit, sondern die klassisch italienische Lebenseinstellung, die von Selbstachtung und Stolz zeugte.

Federica entschied sich gegen Schuhe und Modeschmuck. Was sie wirklich brauchte, war ein neues Buch. Eines, das sich in ihrem Regal neben Hemingway und Steinbeck wohlfühlte. Ein *giallo* vielleicht? Weil ein Kriminalroman – ein guter jedenfalls – das Gehirn anregte, den Finger nicht nur in die Wunde des Opfers, sondern auch in die seiner Zeit legte, das gesellschaftliche Sein und den Schein offenbarte. Womit ihr gedanklicher Kreis geschlossen war.

Augenblicklich hob sich Federicas Stimmung, und die wärmende Sonne rückte wieder in den Mittelpunkt ihrer Wahrnehmung: vielversprechend, wie das zu kaufende Buch und wie die Urlauberin, die sie am Bahnhof abholen sollte. Deren Geld würde helfen, das aktuelle Loch in ihrer Kasse zu füllen. Außerdem freute sie sich darauf, ihre Deutschkenntnisse zu erproben, die sie in den vergangenen Monaten durch eine Brieffreundschaft vertieft hatte.

Summend beschleunigte sie ihre Schritte, bog um eine Hausecke und nestelte dabei ihre Geldbörse heraus. Wie viel konnte sie für ein Buch entbehren?

Ein wartender Wagen stieß Wolken stinkender Abgase aus. In der typischen Manier eines Angebers drehte der Motor im Stand hoch. Wem wollte der Fahrer imponieren? Es war nicht besonders viel los. Demonstrativ ignorierte Federica ihn. Gleich würden die Reifen quietschen. Sie glaubte, die Kupplung schnalzen zu hören, die die gebremste Energie entfesselte – und sah wenige Meter entfernt im selben Moment jemanden vom Gehweg auf die Straße treten.

»Vorsicht!« Der Aufschrei kullerte aus ihrem Mund wie die fallenden Münzen übers Pflaster. Die Person riss den Kopf hoch, schwankte im instinktiven Wechsel aus der Vorwärts- in die Rückwärtsbewegung. Ein dumpfer Laut wie ein Aufprall, eine aus der Hand geschlagene Tasche, ein Sturz nach hinten. Schlingernd schoss der dunkle Wagen weiter.

Aus dem Laden gegenüber wurden Köpfe gereckt.

»Ist Ihnen etwas passiert? Sind Sie verletzt?«

Die Frau saß auf dem Boden und hob zum Zeichen, dass alles in Ordnung sei, die Hand. Sie zitterte.

»Ich hab nicht aufgepasst«, murmelte sie. Ihre Baskenmütze hing schief, ein Schwall brauner Haare mit einem Stich ins Kupferfarbene ergoss sich über ihren groben Strickpullover, der ebenso dunkel war wie die Hose. »Mir geht es gut. Ich war nur in

Gedanken.« Sie rieb sich das Schienbein und kam dann auf die Knie, um ihre verstreuten Sachen aufzusammeln.

»Lassen Sie, ich mach das.« Federica berührte sanft ihre Schulter und sank neben ihr in die Hocke. »Sie sollten besser noch sitzen bleiben, bis ihr Kreislauf sich beruhigt. Sie sind ganz blass. Ihnen geht es *nicht* gut. Und Sie sind auch nicht schuld! Dieser Mistkerl hätte wenigstens den Anstand haben können, anzuhalten und nach Ihnen zu sehen. Der ist absichtlich voll aufs Gas gestiegen.« Empört drohte sie dem längst verschwundenen Wagen mit der Faust, raffte dann die herumliegenden Gegenstände zusammen. Zuletzt einen bunten Handzettel, den sie obenauf in der Tasche verstaute. Ein kleiner, flacher Kasten war halb herausgerutscht, aber der Deckel zum Glück nicht aufgesprungen. Mit dem Fingerknöchel klopfte sie auf das massive Holz. »Na, hoffentlich hat er davon wenigstens eine ordentliche Delle im Kotflügel.«

Die junge Frau schob die Haare zurück unter die Mütze und zog diese wie eine Glocke bis zu den Ohren, was sie leicht abstehen ließ. »Das hoffe ich auch. Und – danke.«

»Keine Ursache.« Federica half ihr beim Aufstehen. »Wie wär's mit einer Tasse Kaffee auf den Schreck?«

»Nein, ich ... tut mir leid. Ich muss los. Und mir geht es wirklich gut.«

Diese Behauptung war wohl die am häufigsten benutzte Lüge aller Zeiten. Nachdenklich blickte Federica der Frau hinterher, die ihr kein einziges Mal ins Gesicht gesehen hatte. Nun gut, dann eben kein gemeinsamer *caffè*. Aber sie selbst konnte einen gebrauchen – einen starken, und dazu eine Zigarette. Federica klaubte ihre Münzen aus den Ritzen zwischen den Pflastersteinen. Der *giallo* würde warten müssen.

\*

Aufgeregt wie ein Schulkind beim ersten Ausflug schob Lene sich mit Koffer und Umhängetasche an den Sitzreihen vorbei zur Ausstiegsplattform. Ein letzter Ruck der Lokomotive, dann stieß der Schaffner die schwere Tür auf. Ihr erster Schritt auf italienischem Boden jagte ein Hochgefühl durch ihren Körper. Zwar war es weniger warm als erhofft, doch wärmer als im Westerwald allemal.

Suchend schaute sie sich nach ihrer Zimmerwirtin um und lächelte ein wenig verkrampft in alle Richtungen. Während alle anderen Ankömmlinge freudig und wortreich begrüßt wurden, schien auf sie niemand zu warten. Sie fasste den Koffergriff mit beiden Händen, hielt ihn wie ein Schutzschild vor den Knien, die urplötzlich wackelig wurden. Der Bahnsteig leerte sich. Auf dem Stationsschild war eindeutig der Name Pesaro zu lesen, was Lene etwas beruhigte. Außerdem klammerte sie sich an die Hinweise aus einem Reisebericht, in dem ausdrücklich die mangelnde Pünktlichkeit der Italiener erwähnt war. *Deutsche Zeitmaßstäbe dürfen Sie jenseits des Brenners nicht ansetzen. Geben Sie bei Verabredungen getrost ein Viertelstündchen zu und wundern Sie sich nicht, wenn bei Ihrer einheimischen Urlaubsbekanntschaft eine halbe Stunde daraus wird.*

Zögernd ging Lene um das Bahnhofsgebäude herum. An einem kleinen Auto mit heruntergeklapptem Verdeck, das entfernt an ein Goggomobil erinnerte, lehnte eine Frau. Sie trug Hosen in gewürfeltem Pepitamuster, eine Hemdbluse und ins Haar gesteckt eine Sonnenbrille, deren Gläser seitlich tropfenförmig emporgezogen waren. Lene war beeindruckt und zugleich etwas verlegen. Neben dieser Italienerin kam sie sich auch im Sonntagskleid wie ein hässliches Entlein vor. Hoffentlich waren nicht alle Italienerinnen so hübsch. Diese jedenfalls sah aus wie ein Filmstar und drückte jetzt am Lenkrad auf die Hupe. Lena machte einen erschrockenen Satz.

»*Buon giorno!*«

Die Frau winkte ihr vergnügt zu.

»Signorina Marlene Jung? Willkommen in Italien!«

Lene hätte nicht genau sagen können, wie sie sich ihre Zimmerwirtin vorgestellt hatte. Doch das sie in ihrer Fantasie ganz anders ausgesehen hatte, da war sie sicher. Wie eine dickliche Matrone vielleicht, der man das üppige italienische Essen ansah, das sie den ganzen Tag kochte. Und auch mit einem Cabriolet hatte sie nicht gerechnet. Eher mit einem Pferdegespann, was natürlich Unsinn war, oder mit einem robusten Pritschenwagen, wie man ihn eben auf dem Land gebrauchen konnte.

Auch Federica musterte die Urlauberin interessiert. Sie liebte erste Begegnungen, denn in jedem Anfang und auch in jedem Menschen lag das Potenzial zum Besonderen.

»Steigen Sie ein.« Federica stellt den Koffer auf dem schmalen Rücksitz ab. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, wenn uns unterwegs der Wind ein bisschen um die Nase weht?«

»Nein. Nein, das macht mir gar nichts.« Lene schüttelte schnell den Kopf und fühlte sich sehr erleichtert, dass die Signora tatsächlich Deutsch mit ihr sprach, genau wie im Brief und von Tante Hedwig versprochen. Papier war geduldig und Hedwig nicht die zuverlässigste Quelle. Außerdem war sie keine echte Tante, nur eine alte Freundin ihrer Mutter, die den Kontakt nach Italien über eine Cousine in Bad Ems hergestellt hatte. Diese wiederum war schon mal hier gewesen. Für die Vermittlung war Lene Tante Hedwig dankbar und leistete jetzt im Stillen Abbitte für ihre Zweifel.

»Frau Schneider lässt Sie ganz herzlich grüßen«, sagte sie schnell, um es nicht zu vergessen, und umfasste nervös ihre Knie. »Ich bin noch nie in einem Cabrio gefahren.«

»Sie werden es mögen.« Federica nahm auf dem Fahrersitz Platz und startete den Motor.

Die Strecke hinauf nach Pesaro del Monte piccolo Cattolica war atemberaubend schön, besonders wenn man die sanften Hügel der Marken zum ersten Mal erlebte. Frisches Frühlingsgrün überzog die Felder, an die Hänge schmiegen sich Olivenhaine und vereinzelt kleine Weingärten. Zum höchsten Punkt, dem Monte San Bartolo hin, verdichtete sich der Wald.

Der Beinahe-Unfall steckte Federica noch in den Knochen. Unbewusst fuhr sie langsamer als sonst. Während sie redete und mit einer Hand gestikulierte, sah sie sich Marlene Jung genauer an. Das gerötete Gesicht verriet Aufregung, ihre Bewegungen sprachen für körperliche Arbeit, aber auch für Besonnenheit. Sie wirkte älter, als sie vermutlich war, und wenn auch nicht direkt plump, so doch ziemlich robust. Und sie sah